

Rezension zu Christine Löbbert: Musikschulkultur und Inklusion

Juliane Gerland 
Universität Münster

Rezension zu: Löbbert, Christine (2024). Musikschulkultur und Inklusion. Eine empirische Studie. Baden-Baden: Georg Olms. 216 Seiten. 54,00 €, ISBN online 978-3-487-42500-9, ISBN print 978-3-487-16728-2

Christine Löbbert leistet mit ihrer Dissertation "Musikschulkultur und Inklusion" einen relevanten Beitrag für die empirische musikpädagogische Forschung, insbesondere für den Bereich der Instrumental- und Gesangspädagogik und noch präziser im Bereich der Musikschulforschung, der durchaus noch als lückenhaft bezeichnet werden kann (Dörner, 2019). Zielsetzung von Löbberts Arbeit ist die empirische Rekonstruktion des Umgangs öffentlicher Musikschulen mit dem Anspruch der Inklusion.

Zu Aufbau und Struktur des Buchs

Das Buch ist in drei Großkapitel unterteilt, 1. *Einleitung*, 2. *Das erziehungswissenschaftliche Modell der Schulkultur* und 3. *Darstellung und Diskussion der Ergebnisse vor dem Hintergrund musikschulischer Antinomien*. Sowohl das Springen zwischen formaler (1), inhaltlicher (2) und kombinierter (3) Ebene als auch die Proportionalität der drei Teile (unter 30 Seiten, ca. 150 Seiten, ca. 10 Seiten) hat ein gewisses Irritationspotenzial, das sich aber im Verlauf der Auseinandersetzung mit der Arbeit durchaus (auch) als sinnstiftend erweist. Direkt zu Beginn der Lektüre wird so deutlich, dass bestimmte Standards in diesem Buch alternativ gehandhabt werden: etwa Gewichtung von Kapitelumfängen, sukzessive und sequenzielle Ausarbeitung theoretischer, methodologischer, methodischer, synthetisierender Anteile oder die Relationierung formaler, inhaltlicher und ggf. forschungspragmatischer Aspekte. Christine Löbbert legt solche Konventionen, die man als maßstäbliche Standards empfinden kann, anders aus und praktiziert

so gewissermaßen eine Kontingenz (Luhmann, 1984) empirischer Forschungspraktiken: sie können so sein, oder eben auch anders.

Im Rahmen des ersten Kapitels wird der Forschungskontext, die öffentliche Musikschule als Institution musikalischer Bildung, erörtert. Dabei geht es darum, öffentliche Musikschulen insgesamt im Bildungssystem zu verorten und bildungspolitische Mechanismen in Bezug auf musikalische Bildung darzustellen (1.3), aber auch strukturelle und organisationale Merkmale öffentlicher Musikschulen überblicksartig aufzubereiten (1.4). Vorangestellt wird dieser Beschreibung des Forschungsgegenstands das Kapitel *Die öffentliche Musikschule im Spiegel der Forschung* (1.2), das sich im Schwerpunkt auf Forschung rund um das musikpädagogische Breitenbildungsprogramm *Jedem Kind ein Instrument*, bzw. später *Jedem Kind Instrumente, tanzen, singen* konzentriert. Christine Löbbert trifft hier zwei Entscheidungen: sie zieht erstens die Darstellung von Musikschulen (bzw. eines vergleichsweise kleinen Teils von Musikschulen) durch Wissenschaft vor die politische und berufsverbandliche Darstellung und zweitens wählt sie durch den JeKi/Jekits-Fokus einen sehr speziellen Blick auf Musikschule. Für beides gibt es Gründe:

- 1.) Eine umgekehrte Reihenfolge der Darstellung (also Selbstpräsentation vor Darstellung in Forschung) hätte eine zweckrationale Verfärbung des Gegenstands zur Folge, da sich Musikschulen zur Sicherung ihrer finanziellen Förderung durch die öffentliche Hand ständig legitimieren müssen, was sich natürlich auf den Duktus ihrer Positionspapiere etc. auswirkt. Es verhindert aber auch ein zunächst nicht bewertetes Zu-Wort-Kommen-Lassen des Forschungsgegenstands.

- 2.) Die Musikschulforschung in Deutschland hat rund um das Jeki-Programm einen spürbaren Entwicklungssprung vollzogen. Insbesondere Forschung, die anschlussfähig ist, an erziehungswissenschaftlich geprägte empirische Bildungsforschung, war vor der Jeki-Forschung quasi nicht vorhanden. Außerdem wird durch die Struktur des Jeki-Programms, also durch eine neue und spezifische Art der Zusammenarbeit von Musikschulen und Grundschulen, das Nachdenken über inklusionsorientiertes Musiklernen plötzlich hochrelevant. Aber: das Jeki-Programm (und auch seine verschiedenen Spin-Offs außerhalb der Ursprungsregion des Ruhrgebiets) bilden meines Erachtens nur eine vergleichsweise geringe Anzahl der Musikschulen in Deutschland und außerdem nur einen sehr ausgewählten (wenn auch bedeutsamen und innovativen) Teil musikschulischer Praxis ab.

Man kann den Zugang zum Forschungsgegenstand so strukturieren, wie Christine Löbbert es tut. Es ginge auch anders. Und es gibt ein paar Einzelheiten, die so m.E. nicht richtig, bzw. zulässig sind. Beispielsweise der Hinweis, dass sich JeKi "an die Klassenstufen 1 – 6 richtet" (S. 25). Es geht bei JeKi nur um die Klassenstufen 1 bis 4 (Ministerium für Schule und Bildung des Landes NRW, o.J.) oder die Darstellung des üblichen Angebots öffentlicher Musikschulen ohne einen Hinweis auf Formate der EMP (S. 33).

Das Teilkapitel *Prozesse der Institutionalisierung aus soziologischer Perspektive* (1.5) rundet den ersten Teil des Buches ab, indem Institutionenverständnis nach Berger und Luckmann (Berger & Luckmann, 1990) und Bourdieus Begriffe Habitus und Feld (Bourdieu, 1984; 1997) im Sinne eines theoretischen Hintergrunds für die Betrachtung von Musikschulen aufgespannt werden. Dieser strukturelle Faden der Erarbeitung eines theoretischen Rahmens wird zu Beginn des zweiten Teils fortgesetzt. Christine Löbbert widmet sich hier ausführlich dem Begriff der Schulkultur, der auf Helsper et al. (2001) zurückgeht und nutzt die Gestalt des Begriffs der Schulkultur gewissermaßen als Formatvorlage für ihre Studie. Auch das lässt sich als eine durchaus eigensinnige Entscheidung verstehen – und gerade hier zeigen sich meines Erachtens zwei besondere Stärken des vorgelegten Buches:

Das ist zum einen der Zugriff auf den Umgang mit Inklusion an Musikschulen mit dem Werkzeug des Schulkulturbegriffs selbst. Die Weiterverarbeitung zur Musikschulkultur in Bezug auf Inklusion im weiteren Verlauf der Arbeit birgt die Chance der

Entfaltung einer institutionell spezifischen Perspektive, die nachgelagerte Aspekte von Musikschulforschung zu Inklusion, beispielsweise musikpädagogische oder instrumentaldidaktische Fragestellungen oder die Analyse des Umgangs mit weiteren gesellschaftlich relevanten Querlagenthemen, etwa Digitalisierung oder Nachhaltigkeit, sinnvoll rahmt – durchaus auch über die hier besprochene Arbeit hinaus. Für zukünftige Forschung im Kontext Musikschule ist die Nutzbarmachung des Begriffs der Schulkultur eben für Musikschulen im Anschluss an Wolfgang Lessings Arbeit zur Schulkultur im Zusammenhang mit Spezialschulen Musik (Lessing, 2017) oder Bons et al. (2022) im Zusammenhang mit Musikvereinen im ländlichen Raum hilfreich.

Zum anderen gelingt Christine Löbbert durch die Verknüpfung der Erörterung des Begriffs der Schulkultur in ihrer Dreiteiligkeit des Realen, des Symbolischen und des Imaginären mit den Strukturteilen ihrer Studie (2.1: Reales: Analyse relevanter Dokumente, 2.2: Symbolisches: Darlegung der Analysemethoden und gegenwartsorientierte Teile der Analyseergebnisse, 2.3: Imaginäres: transformationsorientierte Teile der Analyseergebnisse) eine dichte und differenzierte Struktur, die eine sinnhafte Verschränkung von Theorie und Empirie hervorbringt.

Das anschließende dritte Hauptkapitel (*Darstellung und Diskussion der Ergebnisse vor dem Hintergrund musikschulischer Antinomien*) fungiert als Diskussion und auch diese ist gekennzeichnet von einer vielleicht überraschenden Entscheidung der Autorin: hier fungiert ein weiterer Ansatz von Helsper, nämlich die unauflösbaren Antinomien in pädagogischen Handlungskontexten, als leitendes Gerüst der Diskussion. Gute Gründe für die Befassung mit Antinomien gibt es sicherlich: insbesondere im Kontext inklusionsorientierten Unterrichtens oder in Christine Löbberts Fall eben bei der Analyse der Umsetzung inklusiver Prinzipien in Institutionen musikalischer Bildung zeigt sich die Unhintergebarkeit der Antinomien besonders deutlich. Kritisch anzumerken ist, dass nicht klar wird, warum sich Löbbert hier nun für die Antinomien entscheidet. Sie hätten auch in den einleitenden theoretischen Erörterungen, die sich praktisch ausschließlich auf das Konstrukt der Schulkultur fokussieren, eine sinnvolle Erweiterung geboten, zumal sich dann auch ein anderes Spektrum an (erziehungswissenschaftlichen) Studien ergeben hätte, die man in einer Diskussion im klassischen Verständnis hätte gegenüberstellen können. Darüber

hinaus beschränkt sich Löbbert bei der direkten Auseinandersetzung zu den Antinomien lediglich auf eine Quelle (Helsper et al., 2001), was wenig erscheint und auch irritiert, weil es zentralere Arbeiten von Helsper zu den Antinomien gibt, die vermutlich hier ergiebiger gewesen wären (Helsper, 2004). Nachvollziehbar ist die Entscheidung der Autorin, die Diskussion der empirischen Untersuchung hier eher als einen Abgleich mit einem weiteren professionsorientierten erziehungswissenschaftlichen Modell zu begreifen, insgesamt schon. Insbesondere, weil genau eine solche systematische Auseinandersetzung im Kontext Musikschule bislang weitgehend fehlt. Es wäre aber genau aus diesem Grund ebenso vorstellbar gewesen, Studien einzubeziehen, die Antinomien (Böing, 2009 oder Demmer et al., 2021) oder den Begriff der Schulkultur (z.B. Kobusch & Palowski-Göpfert, 2020) aus der Perspektive anderer Fachrichtungen, bzw. Institutionen aufnehmen – die Auseinandersetzung damit wäre vermutlich auch für den Kontext der öffentlichen Musikschulen fruchtbar gewesen.

Kritische Würdigung der Studie

Meines Erachtens liegt die größte Stärke der Studie und der größte Gewinn für die musikpädagogische Community in dem Moment der Entscheidung für die Zuordnung von Inklusion im Musikschulkontext in den Zusammenhang des Schulkulturbegriffs. Hier entsteht eine systematisch aufbereitete Verdeutlichung, wie sich Musikschulen als Institutionen den Herausforderungen gesellschaftlichen Wandels (exemplarisch Inklusion) stellen können. Pädagogische und didaktische Fragestellungen im Kontext Inklusion, die sicher ebenso von dringlicher Relevanz sind, finden so eine sinnvolle Einordnung. Christine Löbbert arbeitet diese Stärke ihrer Arbeit noch weiter aus, indem sie mittels Dokumentarischer Methode eine sehr spezifische, dichte und anschauliche Rekonstruktion der Einstellungen und Deutungsmuster musikschulischer Akteur:innen bietet. Dieser Erkenntnisgewinn sowie eine sehr gute Lesbarkeit des Buchs entstehen nicht zuletzt auch dadurch, dass es Christine Löbbert gelingt, die Spezifika der Dokumentarischen Methode in einer engen Rückbindung an inhaltliche Aspekte ihrer empirischen Studie und deren theoretischer Einbettung auszuarbeiten. So greifen die Ausarbeitung der verschiedenen Arbeitsschritte sowohl mit den einzelnen Dimensionen des Schulkulturbegriffs

als auch mit der Darstellung der eigenen Erhebung und auch der Ergebnisse sehr eng ineinander: das Teilkapitel 2.2 ist beispielsweise der Dimension des Symbolischen der musikschulischen Schulkultur gewidmet und in diesem Rahmen bildet Kapitel 2.2.3 die einzelnen Arbeitsschritte der Dokumentarischen Methode ab. 2.2.4 liefert bereits die Ergebnisse in Form der Basistypik. Dies ermöglicht den Lesenden eine umfassende Orientierung bezüglich des empirischen Vorgehens und ein differenziertes Verständnis – wenngleich man sich diese mehrfach verflochtene Struktur sehr bewusst machen muss, um diese Orientierung zu bewahren. Die Ergebnisse der einzelnen Arbeitsschritte werden seriös herausgearbeitet und erscheinen sowohl in einem engen Bezug zur Forschungsfrage und gleichzeitig nah am untersuchten Feld. Forschungsmethodisch fällt auf, dass die untersuchten Fälle alle vollständig in den Typen der sinngenetischen Typenbildung aufgehen. Dies ist für die Dokumentarische Methode eher ungewöhnlich und könnte darauf zurückzuführen sein, dass im Arbeitsschritt der Reflektierenden Interpretation die Verschiebung „vom Was zum Wie“ nicht ausreichend geschieht. Jedenfalls würden die im Buch präsentierten Analysebeispiele (S. 98 -101) diesen Rückschluss zulassen. Hier wäre eine stärker linguistisch orientierte Analysehaltung sinnvoller. Dies ist allerdings auch eine Frage des Datenmaterials: der hier gezeigte Ausschnitt bildet eine vergleichsweise geringe Diskursivität ab und verläuft sehr geordnet. Dies geschieht häufig in Diskussionen, in denen sich die Teilnehmenden sehr kontrollieren, also beispielsweise in beruflich relevanten Situationen (die Autorin greift das selbst in ihrer sehr differenzierten Methodenkritik auf). Ein solcher homogener univoker Diskursverlauf sperrt sich gegen die methodischen Erfordernisse der vergleichenden Analyse und insbesondere der Typenbildung und begrenzt den Erkenntnisgewinn (Nohl, 2005). Unter forschungspragmatischen Aspekten und im Hinblick darauf, dass die Wahl der Dokumentarischen Methode trotz dieser Einschränkung Erkenntnisse ermöglicht, die auf anderem Wege nicht in dieser Qualität hätten erreicht werden können, lässt sich dies einordnen. Etwas irritierend in Bezug auf methodische Korrektheit ist jedoch, dass Löbbert davon spricht, die Fälle (also die jeweiligen Gruppen) den Typen zuzuordnen (S. 108), und sie offenbar nicht „abstrahiert“ (Nohl, 2017, S. 42) unabhängig von den Fällen, die aus der komparativen Analyse hervorgehen.

Die Autorin kann als Ergebnis aus diesen ersten beiden Arbeitsschritten die Basistypik „Umgang mit Differenz“ herausarbeiten und konkretisiert diese Typik durch die Vergleichsdimensionen *Leistung, Inhalte, pädagogisches Selbstverständnis, Partizipation, das Imaginäre* und *Musikschulmythos*. Anhand dieser Matrix rekonstruiert Löbbert zwei Typen inklusionsbezogener musikschulischer Schulkultur. Stark verkürzt lassen sich diese Typen skizzieren als zum einen geprägt durch das Aushandeln von Öffnungsprozessen innerhalb einer grundsätzlich als geschlossen und eindeutig verstandenen Institution Musikschule, die eine Vorstellung von ihrer Schüler:innenschaft und ihrem Musikverständnis hat (Typ I) und zum anderen als eine sich in Bezug auf Differenz wesentlich flüid und utopischer begreifenden Musikschule (Typ II). Im Sinne der Dokumentarischen Methode gelingt es Christine Löbbert, zu verdeutlichen, dass es sich hierbei nicht um hierarchische Leistungsabbildungen hinsichtlich der Umsetzung von Inklusion handelt, sondern um unterschiedliche Selbstkonzeptualisierungen von Institutionen – kurzum um sich qualitativ grundsätzlich unterscheidende Musikschulkulturen im Hinblick auf Inklusionsorientierung. Hier schließt Löbbert eine zentrale Lücke im wissenschaftlichen Verständnis von Musikschulen als Institutionen musikalischer Bildung.

Die abschließende Entfaltung der Ergebnisse vor dem Hintergrund unhintergebar Antinomien ermöglicht eine Rückbindung an musikschulische Praxis und verdeutlicht ergänzend, was inklusionsorientiertes Unterrichten, aber auch inklusionsorientierte Musikschulkultur grundsätzlich kennzeichnet.

(Noch) offene Fragen

Ich möchte noch einmal den Aspekt der Kontingenz von Entscheidungen aufgreifen. Trotz des dargestellten Werts, den Christine Löbberts Arbeit ins Feld der inklusionsbezogenen Musikschulforschung einbringt, sollten meines Erachtens einige Entscheidungen nicht unhinterfragt bleiben:

Der starke Bezug zu den Programmen *Jeki/Jekits* und *Kultur macht stark!* steht in einer gewissen Spannung zum Ziel der Untersuchung: nämlich der Rekonstruktion von Musikschulkultur. Beide Programme sind aber – trotz ihrer unbestrittenen bildungspolitischen Bedeutung – eher Randphänomene von Musikschule. Die Tatsache, dass sie im

Kontext Inklusion möglicherweise trotz Randposition Schlüsselfunktionen einnehmen können, hätte deutlicher herausgearbeitet werden müssen, um wirklich verstehbar zu sein.

Der Schlussfolgerung, dass Musikschule als Institution ein „dezidiert“ (S. 19, S. 48) schulisches Selbstverständnis hat, möchte ich widersprechen: sicher sind die genannten Einzelaspekte richtig (Benennung von Funktionen als Lehrer:in und Schüler:in, Unterricht, Lehrplan, Kompetenz, Leistung) – zu kritisieren ist meines Erachtens aber die Gewichtung ihrer Bedeutung im Vergleich zu nicht-schulischen Aspekten: beispielsweise, die lediglich optionale Orientierung an den VdM-Lehrplänen, die grundsätzliche Freiwilligkeit der Nutzung des Angebots, der zu erbringende ökonomische Einsatz, die Nutzbarkeit über lange biographische Phasen, etc. Wie sich im Verlauf der Arbeit zeigt, kann durchaus eine spezifische Musikschulkultur rekonstruiert werden. Ein Überstülpen eines schulischen Selbstverständnisses, um sich anschließend wieder davon zu distanzieren, bedeutet meiner Meinung nach einen konzeptionellen Umweg. Hier zeigt sich vor allem, wie mächtig Konstrukte rund um die allgemeinbildende Schule sind. Ein davon unabhängiges Denken im Bildungsbereich scheint nur schwer möglich zu sein. Dies zeigt sich auch an der recht intensiven Auseinandersetzung mit der Dreigliedrigkeit des Schulsystems (2.1.3) – für Musikschulen ist dies so nicht relevant, der angenommene Schulbezug wird so aber noch einmal reifiziert.

Zu hinterfragen ist auch, warum Kindergärten der formalen Bildung zugeordnet werden (S. 27) oder warum die UN-BRK als erste Vertreterin eines sozialen Modells von Behinderung dargestellt wird (S. 50).

Eine Stärke der vorliegenden Arbeit jenseits der forschungsmethodischen Passung zum Gegenstand ist meines Erachtens die sachliche Kritik an der Qualität der Auseinandersetzung mit Inklusion seitens des Verbands deutscher Musikschulen (VdM). Christine Löbbert zeigt in ihrer Arbeit, bei aller Wertschätzung musikschulischer Bildungsarbeit, auf, dass sich der VdM als wichtiger Trägerverband außerschulischer musikalischer Bildung zu schnell mit den eigenen Bemühungen in Sachen Inklusion zufriedengibt und hinter den ursprünglichen eigenen (und gesellschaftlichen) Ansprüchen zurückbleibt. Ich halte es für wichtig und letztlich auch für konstruktiv, dass dies hier empirisch belegt werden kann. Und dennoch erscheint mir an einigen Stellen im Buch Zielsetzung und Selbstverständnis der

VdM-Musikschulen auf unzulässige Weise interpretiert. Dies zeigt sich insbesondere in der Interpretation der Gewichtung zwischen Breitenarbeit und Berufsorientierung (S. 71). Der Schluss

„Die Musikschule bietet Schülerinnen und Schülern Hilfe bei der Berufsorientierung an und bereitet den Übergang zur Musikhochschule vor. In diesem Kontext sind das die Schülerinnen und Schüler, die vor einer Öffentlichkeit ihre Auftritte haben. Anderen Akteurinnen und Akteure [sic!] kommt die Rolle der Besucherinnen und Besucher zu. Ihnen wird als Rezipierenden Teilhabe gewährt.“

ist so meines Erachtens nicht zulässig. Die Folgerung Berufsvorbereitung beschränke sich auf den Übergang zur Musikhochschule stellt aus meiner Perspektive eine Verkürzung dar, weil es neben einem Musikhochschulstudium zahlreiche andere Wege und Institutionen gibt, die zu einem musikbezogenen Beruf führen. Weiter sind Auftritte in der Öffentlichkeit keinesfalls nur leistungsorientierten Schüler:innen der Musikschule vorbehalten.

Schließlich könnten sich Lesende möglicherweise fragen, ob in Teilkapitel 2.1 eine eindeutige Untergliederung (beispielsweise vom Politischen ins Pädagogische) zu mehr inhaltlicher Stringenz führen würde. Dem kann entgegengehalten werden, dass dieser Wunsch nach Stringenz zwar durch die Schleifen über verschiedene Phasen und Prozesse im Kontext Inklusion unterlaufen wird, dass sich aber die entsprechende Komplexität und auch das Ausmaß an Herausforderungen auf diese Weise besonders differenziert erschließt.

Zu Beginn war die Rede von Kontingenz als Merkmal des vorgelegten Buches: in vielen Aspekten überzeugen mich Christine Löbberts inhaltliche und methodische Entscheidungen sehr – aber nicht in allen. Und das ist gut so, insbesondere im Kontext Inklusion: das Ziel ist es nicht „fertig zu werden“, sondern sich im Sinne Helsepers dauerhaft in Antinomien zu verorten und dies nicht als Zumutung und Missstand, sondern als Professionalität zu begreifen.

Literatur / Literature

Berger, P. L., & Luckmann, T. (1990). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Fischer Taschenbuch Verlag.

Böing, U. (2009). *Professionelles Handeln von Lehrpersonen im Unterricht mit Schülern und Schülerinnen mit schwerer Behinderung: Die "Forschungswerkstatt" als Instrument der Lehrerbildung in arbeitsplatzbezogenen Reflexionsprozessen* [Dissertation, Universität zu Köln]. Kölner UniversitätsPublikationsServer.

<https://kups.ub.uni-koeln.de/3098/>

Bons, V., Borchert, J., Buchborn, T., & Lessing, W. (2022). Wie verorten Mitglieder von Musikvereinen ihre Arbeit in Abgrenzung zur Praxis von Musikschulen? Eine dokumentarische Studie zu Musikvereinen im ländlichen Raum. In T. Buchborn, T. De Baets, G. Brunner & S. Schmid (Hrsg.), *Forschung zu kultureller Bildung in ländlichen Räumen: Methoden, Theorien und erste Befunde* (S. 349–368). Beltz Juventa.

Bourdieu, P. (1984). *Die Distinction: Sozialer Geschmack und die soziale Differenzierung*. Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1997). *Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns*. Suhrkamp.

Demmer, C., Lübeck, A., & Heinrich, M. (2021). Wer hilft wem, wie, wann, warum, es selbst zu tun? Zur Reflexion der Antinomie von Autonomie und Heteronomie in der Tätigkeit von Schulbegleitungen und Lehrkräften. *DiMawe – Die Materialwerkstatt*, 3(3), 28–36.

<https://doi.org/10.11576/dimawe-4138>

Doerne, A. (2019). *Musikschule neu erfinden: Ideen für ein Musizierlernhaus der Zukunft*. Schott Music.

Helsper, W. (2004). Antinomien, Widersprüche, Paradoxien: Lehrerarbeit – ein unmögliches Geschäft? Eine strukturtheoretisch-rekonstruktive Perspektive auf das Lehrerhandeln. *Grundlagenforschung und mikrodidaktische Reformansätze zur Lehrerbildung*, 49–98.

Helsper, W., Böhme, J., Kramer, R.-T., & Lingkost, A. (2001). *Schulkultur und Schulmythos: Gymnasien zwischen elitärer Bildung und höherer Volksschule im Transformationsprozess. Rekonstruktionen zur Schulkultur I*. Leske + Budrich.

Ministerium für Schule und Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen. (o.J.). *JeKits – Jedem Kind Instrumente, Tanzen, Singen*.

<https://www.schulministerium.nrw/jekits-jedem-kind-instrumente-tanzen-singen>

Kobusch, A., & Palowski-Göpfert, M. (2020). Der Einfluss von Schulkultur auf die Belastung von Lehrkräften. *PFLB – PraxisForschungLehrer*innenBildung*, 2(5), 45–57.

<https://doi.org/10.4119/pflb-3953>

- Lessing, W. (2017). *Erfahrungsraum Spezialechule: Rekonstruktion eines musikpädagogischen Modells*. transcript Verlag.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Suhrkamp.
- Nohl, A.-M. (2017). *Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis* (5. Aufl.). Springer VS.
- Nohl, A.-M. (2005). Dokumentarische Interpretation narrativer Interviews. *Bildungsforschung*, 2(2), 19. <https://doi.org/10.25656/01:4658>

Autorin

Prof. Dr. Juliane Gerland

Universität Münster – Institut für Musikpädagogik
Philippstraße 2, 48149 Münster
juliane.gerland@uni-muenster.de

CC BY-NC 4.0
bem (17), S. 1-6

ISSN: 2190-317
DOI: 10.62563/bem.v17i1.289

This paper is published under a Creative Commons Attribution-NonCommercial 4.0 International License. To read the license text, visit <https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/>. Parts of an article may be published under a different license. If this is the case, these parts are clearly marked as such.